

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 151 (1872)

Artikel: Gewissensfolter, oder : das Verhör am Sterbebette
Autor: Temme, J.D.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

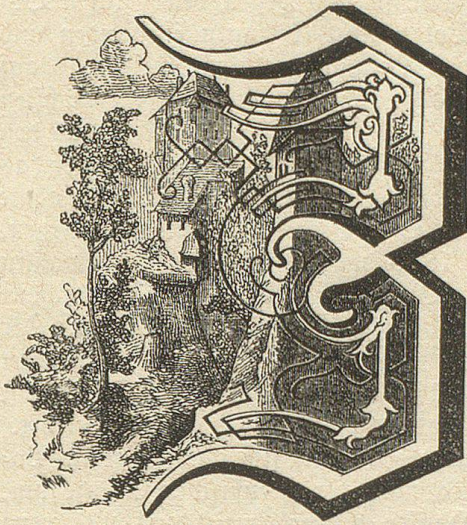
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gewissensfolter, oder: Das Verhör am Sterbebette.

Kriminalgeschichte von J. D. S. Temme.



u der Zeit, als ich Dirigent einer Kriminalbehörde an der russisch-polnischen Grenze war, erhielt ich eines Tages einen Brief folgenden Inhalts: *Euer u. s. w. habe ich*

eine Mittheilung über ein schweres Verbrechen zu machen. Da es mir leider unmöglich ist, mich persönlich an der Gerichtsstelle einzufinden und da auch die einzuleitende Untersuchung nur hier an Ort und Stelle wird geführt werden können, so werden Sie es nicht ungerechtfertigt finden, wenn ich Sie bitte, sich hieher bemühen zu wollen. Hochachtungsvoll u. s. w. — Der Brief war datirt vom Gute Gollkehmen und unterschrieben: Freiherr von Mensfeld.

Das Gut Gollkehmen lag nahe an der polnischen Grenze. Der Freiherr von Mensfeld war seit einigen Jahren Besitzer des Guts. Ich war weder jemals auf dem Gute gewesen, noch kannte ich den Herrn von Mensfeld; ich war überhaupt erst seit einem Jahre nach jenem fernen Osten hin versetzt worden.

Ich fuhr, wie meine Pflicht es forderte, sofort mit einem Gerichtsschreiber und einem Gerichtsdienner zu dem Gute hinaus. Der Tag neigte sich schon stark, als wir vor dem Schlosse ankamen. Ein alter Diener kam uns am Schloßthor entgegen. Er mußte auf uns gewartet, uns gesehen haben. Der gnädige Herr, wandte er sich an mich, wünscht den Herrn Direktor zuerst allein zu sprechen. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen? Ich konnte kein Bedenken gegen die

„Wenn man das Böse thut, sieht man für klein es an; Man sieht, wie groß es ist, erst wenn es ist gethan.“

Einladung haben. Ich folgte dem Diener durch einen langen Gang. An dessen Ende führte er mich in ein Zimmer. Es war niemand in diesem. Der gnädige Herr wird in wenigen Minuten erscheinen, sagte der Diener. Er läßt den Herrn Direktor bitten, sich unterdeß zu bedienen. Damit ließ er mich allein.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war elegant und reich eingerichtet. In der Mitte stand ein Tisch mit Wein, kalter Küche, frischem Obst. Wir waren im Monat August. Ich sollte mich bedienen, hatte der Diener mich eingeladen. Ich konnte nicht zulangen. Es lag mir nun einmal schwer auf dem Herzen.

Ich erwartete den Schloßherrn. Ich mußte lange auf ihn warten. Ich besah die Möbel in dem Zimmer, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich horchte in den Gang, ob er nicht komme, nach der Thür, die aus dem Zimmer zu den Gemächern nebenan führen mußte. Es kam immer niemand; rund um mich her war die tiefste Stille. Ich trat an das Fenster; ich sah nur einen schwarzen Fichtenwald, der nach rechts und links wie eine unendliche Mauer sich hinzog. Der Himmel über ihm war noch blau, aber bald mußte die Sonne untergehen.

Ich trat von dem Fenster zurück wieder zu der Thür, die in die Gemächer zur Seite führen mußten. Ich bemerkte jetzt, daß sie nur angelehnt war. Auf ihrer andern Seite war kein Laut zu vernehmen; in dem nächsten Zimmer nebenan mußte sich daher niemand befinden. Ich wagte, die Thür zu öffnen. Ich blickte in einen großen Saal, in ein Prunkgemach; das Zimmer, in dem ich mich befand, war nur ein Vor- oder Nebenzimmer zu ihm. Der Saal war leer; ich hörte auch weiter vor mir kein Geräusch. Ich trat durch die Thür. Ich erstaunte über die Pracht, die mich umgab: Marmorwände, Kronleuchter 2c. Vor allem nahm ein Gemälde an der Hauptwand meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es zeigte in Lebensgröße eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit; der melancholische Blick der großen dunkeln Augen in dem

feinen, etwas blassen Gesichte verlieh der schönen Frauengestalt einen ganz besondern Zauber. Sie trug die anmuthige polnische Nationaltracht. Ich versenkte mich lange in ihren Anblick, dann gewahrte ich, daß eine Thür neben mir halb offenstand. Ich sah hindurch in einen Salon, ebenso groß und ebenso reich und prachtvoll eingerichtet wie der erste, in dem ich mich noch befand. Es war still darin wie in diesem, ich betrat auch ihn. Wiederum zog mich ein großes Gemälde an. Es stellte, gleichfalls in Lebensgröße, einen Mann von mittlern Jahren in polnischer Generalsuniform dar, eine große, stattliche Figur; die Züge des nicht schönen Gesichts stolz, strenge, fast hart. Auf einmal fiel mir etwas ein. Die beiden Bilder mußten zusammengehören, und sie enthielten zusammen ein Stück Geschichte des Schlosses Gollkehmen. Dieser stolze General mit den strengen, harten Zügen und jene schöne Dame mit dem blassen Gesichte und dem melancholischen Blick waren Mann und Frau gewesen und die Frau lebte noch und der Mann war eines schrecklichen Todes gestorben. Die Schreckensthat, deren Opfer er wurde, war in diesem Schlosse geschehen. Die Frau war hier noch jetzt die Schlossherrin, war Freifrau von Mensfeld. — Jene That war mir, kurz nach meiner Ankunft in der Provinz, einmal erzählt worden, als ein Beispiel, wie schon vor dem polnischen Aufstande des Jahres 1830 das Nationalbewußtsein der Polen lebendig und kräftig gewesen und der erbitterte Haß gegen das Russenthum in einzelnen Handlungen zum Ausbruch gekommen sei. Ich hatte an das damals Erzählte längst nicht mehr gedacht; jetzt, an dem Schauplatze der That, im Angesichte der Bilder der Personen, die so unmittelbar betroffen waren, mußte es mir wohl in die Erinnerung zurückkehren. Der Graf Wl. Ostrowski hatte nach einem bewegten Leben nicht mehr jung sich vermählt und mit seiner jungen Frau sich zu einem Stillleben auf sein Gut Gollkehmen nach Preußisch-Litthauen zurückgezogen. Ein Grund mit für diese Abgeschiedenheit von der Welt wurde darin gefunden, daß er, früher eifriger Nationalpole, in der letztern Zeit der russischen Regierung sich angeschlossen und deren Interessen gedient habe. Es waren dies indeß nur Vermuthungen, ein Beweis fehlte gänzlich und gewiß war nur, daß er einige Male am Hofe in St. Petersburg ge-

wesen war. Er hatte angegeben, daß er nur einem gemessenen Befehle des Kaisers gehorcht habe, und ein Ungehorsam gegen die Befehle des allmächtigen russischen Kaisers war Sibirien. Gleichwohl war seitdem gegen den Grafen Ostrowski in Polen ein Mißtrauen entstanden und er hatte seine Heimat verlassen. Er war auf Reisen gegangen, hatte aber schon im nächsten Sommer von einem süddeutschen Bade aus den Befehl nach Gollkehmen gelangen lassen, das Schloß auf das eleganteste für die Aufnahme einer Gräfin Ostrowska in Stand zu setzen. Im Herbst 1828 war er mit seiner Gemahlin eingezogen. Die junge Gräfin, eine bildschöne Dame, hatte bald angefangen, zu kränkeln. Der Graf hatte sich deßhalb im Sommer 1829 mit ihr in die Bäder begeben. Erst im Spätherbst war er mit ihr nach Gollkehmen zurückgekehrt.

Schon damals trieben sich im Königreich Polen, besonders nach der preußischen Grenze hin, bewaffnete Haufen umher, meist aus Männern bestehend, die der gewaltsamen und heimlichen Aushebung zum russischen Militär, der sogenannten Branka, entgangen waren. Von den Kosaken verfolgt, zogen sie hin und her, hausten in Wäldern, fielen in Dörfer, in einzeln gelegene Häuser ein, bald diesseits, bald jenseits der Grenze. Hauptsächlich galten ihre nächtlichen Ueberfälle den adligen Schlössern, deren Besitzer in dem Verdachte standen, Anhänger der russischen Regierung zu sein. Raub, Plünderung und Mord bezeichneten ihren Weg. Eine solche Bande hatte im November des Jahres 1829 auch das Schloß Gollkehmen überfallen. In einer kalten, dunklen, stürmischen Nacht des genannten Monats waren die Bewohner des Schlosses durch einen Schuß aus dem Schlaf geweckt worden. Der Schuß war im Schlosse gefallen, dort, wo neben einander die Schlafzimmer des Grafen und der Gräfin sich befanden. Man war hingeeilt. Man fand das Schlafzimmer des Grafen verschlossen; die Thür war von innen verriegelt. Man rief; es erfolgte keine Antwort. Man gieng zu der Thür der Gräfin; man rief auch dort, bevor man zu öffnen versuchte; man erhielt auch hier keine Antwort. Aber die Thür war unverschlossen, man drang in das Zimmer. Die Gräfin lag mitten in dem Zimmer auf dem Fußboden in ihrer Nachtkleidung, ohne Bewußtsein, in tiefer Ohnmacht.

Man bemühte sich, sie ins Leben zurückzubringen, während andere durch die Verbindungsthür der beiden Schlafzimmer in das Gemach des Grafen zu dringen suchten; auch diese Thür war von der andern Seite verschlossen. Es blieb nur noch übrig, von außen durch die Fenster zu dem Grafen zu gelangen. Die beiden Schlafgemächer lagen zu ebener Erde an der Rückseite des Schlosses. War ein Verbrechen verübt und nach dem Zustande, in welchem man die Gräfin gefunden hatte, konnte man kaum daran zweifeln; sie war erwacht; sie hatte gehört, was in dem Gemache ihres Gemahls vorgieng; sie hatte ihm zu Hilfe eilen wollen, da hatte sie die Thür verschlossen gefunden; der Schreck hatte sie bewußtlos niedergeworfen; vielleicht war unmittelbar nach ihrem Erwachen der Schuß gefallen — war wirklich ein Verbrechen verübt, so mußte der Thäter durch das Fenster eingestiegen sein. Es hatte ihm nicht schwer fallen können; das Fenster war kaum fünf Fuß über der Erde, nicht mit eisernen Stäben, jedoch zwar wohl von innen mit starken, schweren, sicher zu verschließenden Läden versehen; allein der Graf verschmähte es, die Läden zu verschließen; sie waren gewöhnlich nur angelehnt. Stolz und muthig, wie er war, litt es sein Stolz nicht, daß man in seinen Muth irgend einen Zweifel setzen könne.

Wie man es so vermuthet hatte, so war es. Als die Bewohner des Schlosses draußen ankamen, fanden sie Fenster und Läden weit geöffnet. Man stieg durch das offene Fenster in das Gemach. Der Graf lag todt in seinem Bette in seinem Blute; eine Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt. Auf dem Nachttische vor dem Bette lag ein geschriebener Zettel, der in polnischer Sprache die Worte enthielt: „Dem Verräther des Vaterlandes, was er verdient.“ Das war alles, was man fand. Daß vor dem Morde ein Kampf stattgehabt habe, darauf deutete nichts hin. Vermißt wurde nichts; die werthvolle Uhr des Grafen hing an der Wand neben dem Bette; seine volle Börse lag auf dem Nachttische neben jenem Zettel; kein Schrank, kein Sekretär war eröffnet. Ob eine oder ob mehrere Personen das Verbrechen verübt hatten, war nicht zu ermitteln, auch nicht etwa an Fußspuren, die sich kaum bemerkbar eingedrückt hatten. Einigermaßen räthselhaft konnte es erscheinen, wie der oder die

Mörder hatten in das Gemach gelangen können. Man entdeckte an dem offenen Fenster nicht die geringste Verletzung. Hatte der Graf auch, wie gewöhnlich, die innern Läden nicht verschlossen gehabt, bei offenem Fenster hatte er in der kalten, stürmischen Nacht unzweifelhaft nicht geschlafen. Dann war aber ohne eine Verletzung das Fenster von außen nicht zu öffnen gewesen. Hier blieb daher nur eine Vermuthung, daß jemand, bevor der Graf zu Bett gegangen, heimlich in dem Zimmer gewesen und die Kiegel des Fensters zurückgelegt habe, so daß es von außen, selbst ohne Geräusch, durch einfaches Schieben geöffnet werden konnte. Es mußte das entweder durch den Thäter selbst oder durch einen heimlichen Verbündeten unter den Hausgenossen geschehen sein. Der letztere Verdacht wurde am folgenden Morgen bestätigt. Einer von den Arbeitern des Hofes wurde vermißt. Es war ein Pole, der erst 3 oder 4 Wochen in Arbeit genommen war. Er hatte angegeben, er sei der Branka drüben entronnen. Sich in das Schlafzimmer des Grafen einzuschleichen, war ihm ein leichtes gewesen.

Die Vermuthung, daß in solcher Weise ein politischer Rachemord vorliege, wurde durch den Umstand bestärkt, daß in derselben Nacht ein Haufe Polen durch das Dorf Gollkheimen gezogen war, in aller Stille, in der Richtung nach dem Schlosse. Die Leute, die sie gesehen, hatten gemeint, der Zug gehe, nachdem er irgend etwas ausgeführt habe, über die Grenze zurück. Die von den preussischen Behörden angestellten Nachforschungen hatten kein Resultat ergeben. Die polnischen Behörden hatten entweder sich keine Mühe geben wollen oder ihre Mühe war bei der Verwirrung im Lande eine vergebliche gewesen.

Das war das Ereigniß, das mir vor dem Bilde des stolzen polnischen Generals wieder einfiel. Er war der Ermordete. Ich mußte die strengen, finstern Züge darauf ansehen. Dann zuckte plötzlich ein anderer Gedanke in mir auf. Ich mußte zu dem Bilde der schönen, blassen, jungen Dame zurückkehren. War jener der Ermordete, so war sie seine Gattin gewesen und was noch mehr? Ich mußte auch sie darauf ansehen. Die Gräfin hatte nur mit Mühe in das Leben zurückgerufen werden können; sie hatte dann irre geredet; nur das Wort „Mord“ war über ihre Lippen gekommen. Als ihr das Bewußt-

sein zurückgekehrt war, hatte sie nur mittheilen können, daß sie durch einen Schuß in ihrer Nähe aus dem Schlafe geweckt sei, in dem Schlafgemache ihres Gemahls Geräusch gehört habe, aufgesprungen sei zu der Thür des Gemachs, die sie nicht habe öffnen können, in dem Gemache eine Röcheln gehört, „Hilfe, Mord“ habe rufen wollen, aber in demselben Momente niedergesunken sei und das Bewußtsein verloren habe. Sie war die schwache, zart organisirte Frau. Ihre Aussage hatte innere Wahrscheinlichkeit. Man hatte auch später keinen Zweifel in sie gesetzt. Die Gräfin hatte schon wenige Wochen nach dem Verbrechen Gollkehen und Litthauen verlassen, um in einem südlichen Klima ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen; es hatte nicht auffallen können. Man hatte dann ein paar Jahre lang nichts von ihr gehört; es war zweifellos nicht auffallend; polnische und russische vornehme Damen pflegen im Auslande so zu leben und in Polen und Litthauen war unterdeß Krieg und Revolution. Im Anfange des Jahres 1832 war diese durch die russische Uebermacht völlig niedergeworfen. Im Sommer desselben Jahres war die Gräfin nach Gollkehen zurückgekehrt. Aber nicht mehr als Gräfin Ostrowska, nicht allein. Sie kam als Baronin Mensfeld zurück; ihr neuer Gemahl war mit ihr; sie brachten ein Kind mit, einen Knaben von einem halben Jahre. Die Gesundheit der Gräfin war nicht wieder hergestellt; die sie schon früher gekannt hatten, fanden sie leidender als vorher. Warum sie dennoch aus dem milden Süden in den rauhen Norden zurückgekehrt war, das blieb freilich ein Räthsel. Aber niemand hatte Folgerungen daran geknüpft.

Warum mußte ich es denn jetzt, grade jetzt, in diesem Augenblicke? Hatte wirklich das Bild des Ermordeten mit seinem finstern Blick mich klagend, anklagend angeschaut wie der Ankläger den Richter, von dem er Gerechtigkeit fordert? Und das Bild der Gattin, die nach so kurzer Frist in dem fremden Lande den zweiten Gatten gefunden hatte, befand sich nicht bei ihm, war in dem andern Zimmer! Warum war es von dem feinnigen getrennt? Konnten ihre Augen den Anblick des Ermordeten nicht ertragen? Auch jene Augen in dem Bilde nicht? Ich wollte sie fragen. Ich vernahm auf einmal draußen im

Gange einen nahenden Schritt. Ich eilte in das vordere Zimmer zurück. Eine Sekunde nach mir trat eine Dame ein. Sie war nicht mehr jung. Eine tiefe Trauer, der Ausdruck längerer Leiden, lag auf ihrem Gesichte. Sie betrachtete mich einen Augenblick wie mit einem gewissen Schreck. Mein Herr, sagte die Dame, mein Bruder bittet Sie dringend um Entschuldigung, daß er Sie hier so lange warten läßt. Wir haben eine — schwer Kranke im Hause. Mein Bruder konnte sie bisher nicht verlassen. Er bittet Sie, ihm verzeihen zu wollen, wenn er auch in den ersten zehn bis fünfzehn Minuten noch nicht hier sein könnte. Ich danke ihr für ihre Mittheilung und erwiderte, der Freiherr möge sich wegen meiner nicht beunruhigen. Sie verließ mich wieder. Anstatt der Worte „eine schwer Kranke“ hatte sie etwas anderes sagen wollen; sie hatte sich aber plötzlich besonnen. Wollte sie von einer Sterbenden sprechen? mußte ich mich fragen. Dann war mir ein Zweites aufgefallen. Ich hatte die Thür zu dem Salon, aus dem ich zurückgekommen war, ein wenig offen gelassen. Sie sah die Thür offen; sie erschrak; sie wollte im ersten Augenblick zu ihr, sie verschließen. Sie gab es auf; es mochte ihr klar werden, daß es unpassend sei, aber sie gab es nur mit Widerstreben auf. Zehn bis fünfzehn Minuten hatte ich noch Zeit. Ich mußte zu den Bildern zurück. Es war mir, als müßte ich sie näher ausfragen über jene entsetzliche Mordnacht. Ich trat vor das Bild der Dame. War sie, fiel mir auf einmal ein, die schwer Kranke, die Sterbende? — Ja, ja, schien sie mir zuzunicken. Und ich werde erlöst! sagten mir die melancholischen Augen, die mich jetzt wieder ansehen konnten. Da mußte ich auch zu dem Manne. Was wird sein finsternes Gesicht dazu sagen? Wiedersehen in jenem Leben! Der Mensch glaubt ja so gern daran. Herzen, die sich in diesem Leben wahrhaft lieben und die dann der Tod von einander riß, finden in dem Glauben ihren einzigen Trost. Wird er die Gattin, von der er sich so früh trennen mußte, mit Liebe aufnehmen? Die strengen, finstern Züge hatten keine Antwort für mich. Da erhielt ich eine andere Antwort.

Leise Klageklänge einer Frauenstimme drangen an mein Ohr. Antwortet ihr Bild mir? Er stößt mich von sich! Ich darf mich ihm nicht

nahen! Er flucht mir! Wohin wollte mich meine Einbildungskraft reißen? — Aber ich vernahm wirklich leise Klageklänge einer Frau. Von dem Bilde giengen sie nun nicht aus; sie kamen von der andern Seite aus einem weiter liegenden Gemach. Von der Kranken, der Sterbenden? Es zog mich zu ihnen. Ich konnte nicht widerstehen. Der furchtbare Verdacht war einmal in mir rege geworden. Zur Ermittlung eines schweren Verbrechens war ich hier. War es nicht jenes Verbrechen? Ich gieng den Tönen nach. Ich mußte noch zwei Gemächer in der langen Zimmerreihe durchschreiten. Dann stand ich vor einer Thür an einem Gemache, in dem die Angst, der Schrecken, der Jammer herrschten. Die Thür war verschlossen, aber durch die tiefe Stille des Abends rund umher drang jeder Laut in dem Sterbegemach an mein Ohr. Es war ein Sterbegemach.

Deffne die Thür, Gotthard, bat die klagende Frauenstimme. Es wird dich angreifen, erwiderte ihr eine Mannsstimme gedämpft, in einem liebevollen und tief bekümmerten Tone. — Ich kann nicht sterben und ich muß es, bat die Frau. Der Mann erhob sich; er mußte an dem Bette der Kranken, der Sterbenden gefesselt haben. Eine Thür an der entgegengesetzten Mauer des Zimmers wurde geöffnet. Mache sie weit auf, sagte die Kranke, ich muß ganz hineinschauen. Ein Geräusch verrieth, daß die Thür ganz geöffnet wurde. Ah, rief die Frau, dort, dort war es. Mein Bett steht noch da. Ich sehe es wieder. Deffne auch die andere Thür, Gotthard. Athanasia! bat der Mann. Deffne, öffne, ich bitte dich. Ich muß alles sehen. Ich sterbe ja. — Ich hörte den Schritt des Mannes weiter durch das anstoßende Zimmer gehen. Dort wurde wiederum eine Thür geöffnet. So! sagte die Frau, als wenn sie zufrieden sei. Dann schwieg sie. Der Mann war zu ihr zurückgekehrt. Er mußte sich wieder zu ihr gesetzt haben.

Nach einer Weile sprach sie wieder: Ja, ja, dort steht auch sein Bett noch — auch wie damals. In ihm traf ihn die Kugel. Er hatte so ruhig geschlafen, so fest; er hatte ja keinen Argwohn. Ich war ja in seiner Nähe, seine Gattin. Er hielt mich für treu! Und ich hatte die Kugel in sein Herz geführt! Durch deine Hand — Laß uns von etwas anderem sprechen, Athanasia, sagte der Mann. — Nein, nein! Er

schloß so ruhig in seinem Bette; er kannte keinen Verrath. Und der Verrath war so nahe bei ihm. Dort, dort in meinem Bette, in meinem Herzen! Wie lag ich so unruhig da. Wie schlug mir das Herz vor Erwartung, vor Angst, vor Entsetzen und doch vor Verlangen! Da hörte ich deinen Schritt, nur das Knistern des Sandes. Du warst da. Der Verrath hatte ihn ganz umgeben, war unmittelbar bei ihm. Die Sinne wollten mir vergehen. Da fiel der Schuß. Ich flog sogleich auf in meinem Bette. Es litt mich nicht mehr darin. Der Wahnsinn faßte mich, trieb mich in das Mordgemach. Ich riß die Thür auf. Ich sah den Ermordeten, ich sah dich. Er war mit Blut bedeckt; du warst so entsetzlich. Liegt er noch da, Gotthard? — — Aber was rede ich? Er ist fort, draußen im Grabe. Aber sein Blut ist noch da. Sind die Rissen noch blutig, Gotthard? — — Denke nicht daran, Athanasia! — Kann ich sterben, ohne daran zu denken! Ach, ich muß die Rissen, ich muß das Blut sehen, sein Blut. Ich muß hin. Trage mich, Gotthard! Nimm mich auf. Trage mich hin. Ich bin zu schwach. Ich kann mich nicht erheben. Athanasia, meine liebe Athanasia, ich beschwöre dich. — Ich muß hin, Gotthard. In deinem Arm. Wir sind dann beide da. Und ich, in seinem Bette will ich sterben, auf seinen blutigen Rissen, in seinem Blute! Dann wird er mir verzeihen. Meinst du nicht, daß er es wird, Gotthard? — Welch ein Grausen mochte den Mann erfassen! Eine Antwort hatte er nicht. Aufheben, tragen durfte er sie nicht, die schwache, gebrochene, schon halb mit dem Tode ringende Frau. Die Kranke schwieg. Sie hatte heftig, lauter gesprochen. Es hatte sie angegriffen. So lag sie still; ich vernahm keine Bewegung. Dann sprach sie wieder und ihre matte Stimme war wieder klagend: Die Sünde hatte mein Herz erfaßt, das meinige, das deinige. Und die Sünde gebärt das Verbrechen, den Mord, den Fluch, die Verdammniß. Eine Seligkeit träumte ich zu finden. Seligkeit durch das Verbrechen! Ich fand den Fluch für dieses Leben, die ewige Verdammniß für jenseits. Hatten wir noch eine einzige glückliche Stunde? Stand nicht der Ermordete hinter uns, wenn wir uns ansehen wollten? Stieß seine eiskalte Hand nicht unsre Hände aus einander, wenn sie sich kaum berührt hatten! Und



nun — nun — da steht er wieder, an der Seite des Todes, der jetzt an mich herantritt! Er führt ihn zu mir. Sie kommen beide — aus dem Mordgemach! Hieher! Zu mir! Gotthard! schrie sie auf. Athanasia, arme Athanasia, beruhige dich.

Sie war still geworden nach dem Angstschrei, mehrere Minuten lang. Sie mußte völlig erschöpft sein. Dann konnte sie doch wieder sprechen. Der Tod kommt, Gotthard, sagte sie. Ihre Stimme war sehr schwach. Ich konnte sie kaum vernehmen und ich war keine fünf Schritte von ihr entfernt. Sie hatte eine Bitte, eine andre als vorhin. Sieb mir mein Kind, Gotthard, lege es mir in meine Arme, an mein Herz. Es schläft, wollte der Mann einwenden. — Ich werde es nicht aufwecken. Jede Bewegung schadet dir, Athanasia. — O, rief die Frau, soll ich denn allein sterben? Soll ich mein Kind nicht einmal mehr an mich drücken dürfen? Sie sprach es in so schmerzlichen Klageönen. Ich meinte, sie leise weinen zu hören.

Der Mann erhob sich wieder; er machte wenige Schritte; er kehrte zu dem Bette der Sterbenden zurück. Er mußte das schlafende Kind aus seinem Bettchen genommen haben; er legte es in den Arm der Sterbenden. Ich danke dir, sagte sie. Jetzt werde ich sterben. Ich fühle seinen Herzschlag, seinen süßen Athem. So, so. Gott! jetzt lasse mich hinfahren in den Armen des Engels. Um seiner willen verzeihe mir. Ah, da öffnet es die Augen! Es lächelt mich an. Das Lächeln der Kinder ist ihr Gebet. O, bete für mich, für deine arme Mutter. Gotthard! schrie sie plötzlich wieder auf. Es war ein furchtbarer Schrei. Ich fühlte, wie mir das Blut, das Herz erstarren wollte. War sie gestorben? Athanasia! rief entsetzt der Mann. — Sie lebte noch. Sieh' das Kind an! rief sie, blicke in seine Augen. Nein, nein, blicke nicht hin. Der Ermordete ist darin mit dem finstern Zorn. Er klagt mich an. Er flucht mir. Sieh', sieh' seine Augen in den Augen des Kindes. Ah, auch das Kind klagt mich an, flucht mir, der eigenen Mutter. Nimm das Kind von mir! Nimm das Kind von mir! — Er nahm das Kind von ihr; er legte es wieder in sein Bettchen. Sie lag ruhig. Sie mußte nach der Aufregung völlig erschöpft sein. Nach einer Weile hörte ich sie plötzlich heftig auffahren. Die Bett-

stelle trachte. Der Todeskrampf hatte ihren Körper ergriffen. Gotthard! schrie sie wieder auf. Hilf mir! rief sie dann. Hilf mir, ich sterbe. Sieb mir deine Hand! Verlaß mich nicht! Laß mich nicht allein sterben. Sie schwieg. Dann schrie sie noch einmal auf: Blut! An deiner Hand ist Blut! Und sie ist so kalt. Laß mich los! Du bist verflucht wie ich. Wir beide — Sie hatte ihr letztes Wort gesprochen. Ein paar Augenblicke herrschte eine Todtenstille in dem Gemache. Es war ja das Gemach des Todes. Dann bewegte sich der Mann. Er hatte wohl vor dem Bett gekniet, der Todten die Augen zugeedrückt. Arme Unglückliche! sagte er. Du bist erlöst! Und ich? — Er gieng zu der Thüre des Zimmers, die auf den Korridor führte. Meine Schwester! sprach er hierauf. Dann kehrte er zu dem Todtenbette zurück. Er mußte die zwei Worte zu einem Diener in dem Gange gesprochen haben. Nach wenigen Augenblicken trat jemand in das Zimmer. Sie ist todt! sagte der Mann. Und du, armer Bruder? fragte die Stimme der Dame, die vorhin zu mir gekommen war. Mein Richter wartet auf mich. Mit den Worten gieng er auf die Thür zu, an der ich stand.

Ich wich nicht zurück. Er trat aus der Thür; er sah mich. Ah! rief er, doch im ersten Augenblick überrascht. Ich habe die Worte der Sterbenden gehört, sagte ich zu ihm. Er hatte sich gefaßt. Der Todten! erwiederte er, der Erlösten! Der Fluch haftet nur an mir. Sie war die Verführte. Daß Sie ihre Bekenntnisse vernommen haben, erleichtert mir die meinigen. Ich war der Mörder des Grafen. Ich bin Ihr Gefangener.

Er legte vollständige Bekenntnisse ab. Ich verhörte ihn die ganze Nacht. Es war eine schwere Nacht, auch für mich. Die unglückliche Frau, an unheilbarer Auszehrung leidend, hatte unter dem noch furchtbarern Drucke ihres Verbrechens gelitten. Das Verbrechen hatte sie nicht sterben lassen. Der Tod, hatte sie zuletzt gesagt, will sich nicht eher meiner erbarmen, als bis ich mich der weltlichen Gerechtigkeit unterworfen habe. Er hatte ihr versprechen müssen, den Kriminalrichter kommen zu lassen. Erst da war sie ruhiger geworden, aber auch von Stunde zu Stunde schwächer. Bei meiner Ankunft war sie dem Tode nahe gewesen. Man hatte ihn jede Minute erwartet. Dann hatte noch einmal die

Angst sie ergriffen. Von jenen letzten Augenblicken war ich Zeuge gewesen. Der Mann, der Freiherr von Mensfeld, hatte ihr kein Opfer gebracht, indem er mich rief. Die Gewissensangst der Unglücklichen hatte auch ihm die Kraft der innern Erhebung verliehen; auch er mußte der weltlichen Gerechtigkeit sich unterwerfen, um die Gnade des andern Lebens zu gewinnen. Er mehr als die Frau. Er war ihr Verführer geworden in jenem Bade, in welches der Graf sie, die kranke Gattin, geführt hatte. Eine heftige Leidenschaft für die schöne Frau hatte ihn ergriffen; er hatte in ihr eine furchtbare Leidenschaft zu entzünden gewünscht, welche die schwache, durch die Krankheit aufgeregte Frau ganz und gar in seine Gewalt gab. So hatte er sie für den Mordplan gewinnen, diesen mit ihr verabreden können. Er war ihr heimlich gefolgt. Er hatte in Preußen sich vor keinem Menschen sehen lassen, sich nur jenseits der nahen Grenze in Polen aufgehalten. Dadurch war er zugleich mit dem Treiben der polnischen Räuberbanden bekannter geworden. Das erleichterte die Ausführung des Verbrechens. Von dem Eindringen einer Bande in das

Preußische in der Mordnacht war er vorher unterrichtet gewesen. Er hatte der Gräfin Nachsicht gegeben. Sie hatte ihm das Fenster in dem Schlafgemache des Grafen geöffnet. Er war durch das Fenster eingestiegen, hatte den schlafenden Grafen im Bette erschossen, rasch von innen die zu dem Schlafzimmer der Gräfin führende Thür verriegelt, so daß nicht der entfernteste Verdacht gegen die Gräfin entstehen konnte, und war dann längst wieder in Sicherheit gewesen, als die Schloßbewohner den Mord entdeckten.

Er wurde zum Tode verurtheilt. Allein die Strafe konnte nicht an ihm vollzogen werden. Das Verbrechen wirkt furchtbar. Der Druck der Blutschuld hatte auch in ihm den Lebenskeim zerstört. Er starb an einem Herzschlage, wenige Tage, nachdem ihm das Todesurtheil verkündet war. Sein Tod war ein leichter gewesen. Ich erschrak dennoch, als ich die Leiche sah; das Gesicht zeigte die entsetzliche innere Angst, mit der er gestorben war.

Ich hatte auch die Leiche der Frau gesehen. Die unglückliche Verführte war mit dem Fluche gegen sich selbst auf ihren Lippen gestorben. Ihr Gesicht trug den Ausdruck des Friedens.

Lebende Bilder aus Amerika.

Religiöses und sittliches Leben.

Hr. Pfr. Reidenbach in Kirchheim, welcher viele Jahre in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gewohnt hat, giebt hievon in seiner 1870 erschienenen Schrift: „Amerika“ folgende Schilderung:

„Der Amerikaner ist im allgemeinen religiös. Er hat eine tiefe Achtung vor Gott, seinem Wort und allem Heiligen. Die Bibel ist nirgends höher geachtet als bei den Amerikanern. Darum findet man sie auch überall und wird von den Bibelgesellschaften mit großen Kosten verbreitet. Wer einen Eid schwört muß dabei die Bibel küssen. In vielen Gasthäusern findet man in jedem Zimmer eine Bibel auf dem Tische. — Der Sonntag wird heilig gehalten. Die Kirchen werden überall gut erhalten und die Gottesdienste stark besucht; ob morgens, mittags oder abends, ob Sonntags oder in der Woche, immer findet man eine zahlreich versammelte Gemeinde. — Die Prediger sind hochgeachtet und haben großen Einfluß. Auf Eisenbahnen und Dampfschiffen

reisen Prediger um den halben Preis; in den Kaufläden bekommen sie ihre Sachen billiger als der gewöhnliche Preis ist. Man braucht da nichts zu sagen; es ist nirgends geboten, aber allgemeiner Brauch, daß die Amerikaner den Predigern allerlei Vergünstigungen zukommen lassen und ihnen überall ihre Achtung durch die That beweisen. Findet ein Konzert oder eine Vorlesung statt, so schickt man den Geistlichen Freibillete. Auch die, welche nicht aus Gottesfurcht handeln, haben gewiß immer Anstand genug, nichts Unschickliches gegen einen Prediger zu sagen oder zu thun. Die Amerikaner nehmen großen Anstoß an dem Unglauben vieler Einwanderer. Man schämt sich nicht, auch in politischen und andern Versammlungen auf Gott, als den alleinigen Geber aller guten Gaben, hinzuweisen. John B. Gough ist einer der größten und beliebtesten Redner Amerikas. Im ganzen Land hält er Vorträge über politische oder sonstige Fragen; er ist kein Prediger im gewöhnlichen Sinn des Worts. Bald entzündet